

Der neue Christophorus

Autor(en): **Vögtlin, Adolf**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Brugger Neujaarsblätter**

Band (Jahr): **37 (1927)**

PDF erstellt am: **30.06.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-901523>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



Der neue Christophorus*).

Von Adolf Vöglin, Zürich.

Ihr kennt Dürers so ganz deutsch empfundenen Holzschnitt: Eine riesengroße, von starkem Willen beseelte Heiligengestalt trägt mit deutlicher Anstrengung ein winziges Jesuskind auf dem herkulischen Nacken durch die Wellen eines Flusses. Mir ist der tiefe Sinn des Mißverhältnisses zwischen dem ungeheuren Kraftaufwand und der lächerlich geringen Last erst vor kurzem erschlossen worden.

Ein glücklicher Zufall, vielleicht auch eine mir unbewußte Sehnsucht nach einer herzlichen Aussprache mit meinem lieben Studienfreund Süß führte mich auf meiner letzten Sommerreise wieder einmal nach Elbingen. Hier, in diesem altertümlichen Landstädtchen, hielt mein Freund, ein stattlicher Pfarrer, der seine Gemeindegengenossen um Haupteslänge überragte, seit mehreren Jahrzehnten Seelsorge und war nicht wegzubringen, obschon ihm fettere Stellen angeboten wurden. Er hielt mit Zähigkeit an dem Grundsatz fest: Ein starker Mann weiß überall zu wirken und schafft sich seine Welt.

Seitdem er mir eine köstliche Begebenheit aus seinem Leben erzählt hat, in welcher er eine verzweifelte Ähnlichkeit mit dem riesigen Heiligen gewann, nenne ich ihn, und zwar mit einer Art neckischer Ehrfurcht, den neuen Christophorus. Erinnert euch, wie der riesige Heilige, mit der Rechten den baumstarken Stab führend, die linke Hand mit gespreizten Fingern über den lockigen Schopf, in welchem sich die Händchen des

*) Aus: „Pfarrherren-Geschichten“ von Adolf Vöglin. Verlag von P. Heiling, Dortmund.

Kindleins verfangen, zurückbiegt, als wollte er diejem den Daumen zum Lutschen geben. Es öffnet begehrllich das Mündchen.

Alle zehn Jahre etwa pfleg' ich meinem Freund einen Besuch zu machen. Jedesmal ist mir nachher zu Mute, als hätte ich die Wunderkur eines Jungbrunnens genossen; so erfrischend sprudelt aus seiner Unterhaltung der Quell der Erinnerung und unaufgeputzter Lebenserfahrung.

Als ich das letzte Mal über den von einer üppigen Linde verdunkelten Vorplatz des heimeligen Pfarrhauses auf die Tür zuschritt, die mir ein kleines Paradies aufstat, stand ein frischer Junge im Schatten des Vordaches, emsig damit beschäftigt, einen schwerfälligen, uralten Reisekoffer mit dem Hammer wieder ins Lot zu bringen und ihn wasserdicht zu machen. Nägel trieb er hinein, als wäre das Möbel dazu bestimmt, zum mindesten eine Notfahrt auf der Arche Noäh zu bestehen.

Der Junge, er mochte etwa zwölf Jahre alt sein, sah und hörte mich in seinem Eifer nicht, bis mein Schatten ihm die Arbeit verdeckte. Jetzt schaute er auf, sah mich mit zwei vollen, blauen Augen munter an und sagte: „Guten Tag, Herr!“

Aus Gewohnheit fuhr er mit der Hand nach dem kraushaarigen, blonden Schopf, obschon die Mütze neben dem Koffer lag. „Guten Tag, Junge!“ erwiderte ich. „Ist der Herr Pfarrer wohl zu Hause?“

„Sawohl, der Vater ist drinnen!“ Er machte Miene, mir den Weg zu weisen. „Ist nicht nötig, kenne mich aus. Schaff nur weiter, du scheinst es ja sehr eilig zu haben. Aber, was ich fragen möchte, gehörst du denn dem Herrn Pfarrer?“

„Sawohl, sein Jüngster! ... Heute noch! ... Morgen geht's nach Amerika!“ Das sagte er mit einer unternehmenden Fröhlichkeit, als ginge es gerade bloß zum Nachbarn in die Kirschen. Sein schönes Auge blizte vor Reiselust. Ich schüttelte den Kopf und ging hinein.

Da hat's also einen späten Nachzügler abgesetzt? ... Aber ein Prachtsjunge ist's, das muß man sagen! ... Nur die Frau

Pfarrer . . . war sie denn noch so . . . ersprießlich? . . . Na, sie haben halt den Segen des Herrn aus erster Hand! Was will man sagen?

Unter Verübung solcher Tiefsinnigkeiten gelangte ich aus dem Hausflur in den Eßraum, von da ins dunkle Studierzimmer und endlich hinaus auf die lustige Laube, in welche die Zweige naher Obstbäume hereinschwankten. Da saß das Paar, beide ziemlich ergraut, beim duftenden Kaffee in traulichem Gespräch. Als ich in der Tür erschien, war's ein Jubel der Ueberraschung, dann ein Umarmen und Händeschütteln, und hernach ein langes Erzählen meinerseits bei einem guten Tropfen aus dem Stiegenfäßchen.

Aus der Geschichte meiner Gastgeber vernahm ich, daß das würdige Paar seit meinem letzten Hiersein völlig vereinsamt war. Die Söhne und Töchter hatten sich alle günstig verheiratet und ihren Wohnsitz in der Hauptstadt genommen, wo ihnen der Boden nahrhafter schien.

„Ein Glück also,“ bemerkte ich, als Süß mit seinen Personalien fertig war, „daß euch noch ein Nachzügler beschieden war! Kinderfreunde, wie ihr seid!“

„Ja, das sind wir, Gott sei Dank! Aber mit unserem Jüngsten hat's doch eine besondere Bewandtnis. Das muß ich dir erzählen. Da du dich mit der sozialen Frage und ihrer zweckmäßigen Lösung beschäftigst, wird es dich interessieren . . .“

„Na also!“ sagte Süß und zündete sich eine Pfeife an, paffte vor sich hin und setzte sich mit einem gemütlichen Lächeln zurecht zum Erzählen. „So höre denn, du Mann von der völkerbeglückenden Doktrin!“

Es mag vor etwa elf Jahren gewesen sein. Ich kam von der Synode in der Hauptstadt, mußte einer Veerdigung halber gleich nach dem Bankett verreisen und bestieg den Zug in jenem behaglichen Dufel, wie ihn die überheizende Fülle des Mahls in uns erzeugt. Ich dachte ein gutes Schläschen zu tun und begab mich zu dem Zwecke in den Nichtraucher-Abteil, wo es

gewöhnlich ruhiger und gesitteter zugeht als bei den Rauchern. Ich ließ mich in einer Fensterecke nieder, hatte die Seite und das Gegenüber frei.

Da — der Zugführer hatte bereits das Zeichen zur Abfahrt gegeben — kommt keuchend eine junge Frau mit einem Kind auf dem Arm hereingestürzt und läßt sich mir gegenüber mit ihrem Handgepäck nieder.

„Sie hatten höchste Zeit!“ bemerkte ich, indem ich zugleich die bequem ausgestreckten Gliedmaßen an mich zog.

„Ja, wirklich, und schlimm wär's gewesen, denn ich hätte in Basel den Anschluß nach Hamburg versäumt.“

„Den hätten Sie allerdings mit dem nächsten Schnellzug, der uns vor dem Tunnel vor Elbingen einholt, sicher noch erreicht.“

„Ja, aber der Schnellzug führt keine dritte Klasse, mein' ich.“

„Nein, nur erste und zweite . . . So weit wollen Sie mit dem Kleinen da reisen?“

„Und weiter, Herr Pfarrer, übers Meer, nach Kanada!“

Ich legte ihre Handtasche ins Netz hinauf; ein reinliches Umschlagbündel für das Kind behielt sie bei sich, nistete sich dann bequem mir gegenüber in die Ecke hinein, nahm das Kind sorglich zu sich auf den Schoß und bettete es so wohligh in ihren Arm hinein, daß es über dem gleichmäßigen weichen Rollen des Zuges bald die verwunderten, gesund dreinblickenden Neuglein schloß.

„So weit geht also die Reise,“ nahm ich die Unterhaltung wieder auf. „Es muß recht beschwerlich und umständlich sein, mit einem Kind!“

„Ja, bei meinen Umständen besonders! . . .“

Ich ließ meinen Blick prüfend über die Gestalt der hübschen, kräftigen Frau hinabgleiten, entdeckte aber nichts Außerordentliches.

Sie wurde es inne und errötete.

„Das will wohl heißen, daß Sie allein reisen müssen?“

„Ja, ganz allein!“

„Sie ziehen, denk' ich, zu Ihrem Manne, der drüben sein Geschäft hat?“

„Auch das nicht, Herr Pfarrer!“ . . .

Das Rot auf ihren Wangen bekam Purpurtiefe. Die Frau befand sich in arger Verlegenheit.

Ich schwieg. Sie schwieg. Bei der nächsten Station stiegen die übrigen Fahrgäste unseres Abteils aus. Es war einige Augenblicke so still im Wagen, daß wir das Schnäufeln des Kindes hörten. Die Mutter blickte sinnend zu ihm nieder, dann wieder zum Fenster hinaus. Ich war ihr trotz meines anständigen leiblichen Haushaltes weniger als Luft geworden; denn sie sah immer an mir vorbei. Aber wenn sie die Augen zu ihrem Kindlein niederschlug, floß ein weiches Licht über ihre Züge, und die Schönheit mütterlichen Wesens rührte mir ans Herz.

„Es scheint ein gesundes, kräftiges Knäblein zu sein,“ knüpfte ich wieder an, um den Bann der Verlegenheit zu brechen.

„Gottlob, ja! . . . Das fehlte noch, daß es nicht gesund wäre!“

„Und ein gesundes Kind, das ist doch die schönste und reichste Gabe Gottes! Aus Liebe zum Leben erweckt, ist's immer wieder ein Quell der Liebe. So war's bei mir und so konnte ich's am Schicksal vieler verfolgen, die ich aus der Taufe gehoben habe . . . Und wenn mir heute noch ein Kind geschenkt würde, ich glaube, ich könnte wieder mit ihm in meinem Herzen jung werden und liebevoller, als ich jetzt bin, und nähme es hin mit tausend Freuden als eine Gabe Gottes.“

„Aber, es gibt doch Umstände . . .“, wollte sie einwerfen.

„Unter allen Umständen, unter allen Umständen,“ sagte ich begütigend. „Auch meine Frau denkt so, obschon es ihr jetzt keine geringe Bürde wäre.“

Ich sah, wie die Purpurröte aus ihren Wangen wich. In ihrem Herzen ging ein Kampf vor sich. Eine Träne glitt von ihrem Auge auf des Kindes Stirn hinab. Sorgsam trock-

nete die Mutter sie mit dem Taschentuch ab und fuhr sich über die Augen. Dabei sah ich, welche rote, verbrühete, zerarbeitete Hände die Frau hatte. Sie gewann ihre Fassung rasch wieder und sagte ruhig:

„Manchmal kann die Last für eines doch zu schwer werden.“

„Sie haben Unglück gehabt, liebe Frau?“

„Ich bin keine Frau. Der Vater dieses Kindes hat mich im . . . Stich gelassen.“

„Ach so! . . . Das ist freilich nicht Mannesart . . . Und dennoch kann das Kind für Sie ein Segen sein!“

„Ja, Herr Pfarrer, ich will's nicht leugnen. Ich habe heißes Blut, und ohne das Kind, dem ich doch jede Woche einmal in die reinen Augen blicken darf, wäre ich vielleicht ganz entgleist.“

„Sehen Sie, sehen Sie!“

„Ich arbeite gern für das Bübchen. Ich glaube, ich könnte zweimal mehr bewältigen als vorher. Sehen Sie!“

Sie zog ihr letztes Dienstzeugnis aus der Rocktasche hervor und gab es mir. Da war ihre Zuverlässigkeit, ihre Treue, ihr außergewöhnlicher Fleiß und ihre Tüchtigkeit von ihrer Herrin mit beredten Worten gerühmt.

„Mit dem Zeugnis dürfen Sie sich überall sehen lassen.“

„Das sollte man meinen. Und doch . . . vor einem Jahr habe ich eine gute Stelle verloren, als ich das Bublein bekam, und vor zwei Wochen kündigte mir diese Dame, als sie vernahm, daß ich ein Kind in Kost gegeben habe.“

„Solche Hühner gibt's leider Gottes da und dort. Sie schätzen die Kraft, die sich aus dem moralischen Verhältnis zwischen Mutter und Kind ergibt, beuten sie aus und verstoßen trotzdem die Person als unmoralisch, wenn das Verhältnis lautbar wird.“

„Sehen Sie, Herr Pfarrer, das ist das Schwere. Und darum, weil hier die Leute so kleinherzig sind, hab' ich mich entschlossen, nach Kanada zu gehen. Ich brauche einen Mann, das sag' ich frei heraus; weiß aber auch, daß ich ihm etwas

geben und sein kann, wenn er brav und tüchtig ist. Alles könnte ich für so einen tun, zu Tode arbeiten könnt' ich mich für ihn, wenn er mich lieb haben und mein Bublein annehmen würde."

"Das glaub' ich Ihnen."

"Nicht wahr, Herr Pfarrer, das glauben Sie mir!" rief sie erfreut und drückte mir die Hand. "Sie sind noch einer von den Guten. O, hätte ich nur so einen Pfarrer gehabt, wie Sie sind! Vielleicht hätte man mich dann in Ruhe gelassen. Aber es ist nun so und nicht mehr zu ändern. Mein Gepäck habe ich bereits vorausgeschickt."

"Aber haben Sie nicht daran gedacht, das Kind hier zu lassen, bis Sie drüben einen sichern Unterschlupf gefunden haben?"

"Das hab' ich freilich. Aber die Leute sind rar, die das Kind einer Amerikanerin hüten und pflegen; auf Jahre hinaus könnte ich das Kostgeld nicht zum voraus zahlen. Und dann weiß man nie, wie so ein Würmchen, fremden Leuten überlassen, ohne Aufsicht behandelt wird und was es Wüßtes zu hören und zu sehen bekommt."

"Ganz richtig, ganz richtig! Aber bei uns gibt's noch gute und hilfreiche Menschen."

"Das möcht' ich nicht leugnen, Herr Pfarrer. Nur... unjereins kriegt sie nicht zu kennen."

In diesem Augenblick schlug das Bublein die Augen auf, rieb sie sich mit den weichen Fäusten aus und war bald wieder munter. Ich lächelte es an, es lächelte zurück. Ich kitzelte es unter dem vollen Kinn und es lachte herzlich heraus. Ich gab ihm meinen Stock und es hatte seine Freude an dem glänzenden Elfenbeingriff. Und als die Frau das Bublein auf den Boden stellte, kam es geschickt zu mir herangetrippelt, hielt sich an meinen Knien und glitt mit den Händen der schimmernden Weste nach, bis es richtig die Taschenuhr erwischt hatte und sie herauszupfte. Es hatte nichts dagegen, daß ich es auf meine Knie nahm und mit ihm „So reiten die Herren, so reiten die Bauern“ spielte. Und als ich es seiner

Mutter zurückgab, fehrte es immer wieder lachend zu mir zurück, und ich mußte es herzen.

„Ach, so ein Kind!“ sagte ich, „es ist doch eine Welt für sich, und eine dankbare; denn alles, was wir für es tun, wird in ihm groß und wächst. Die Frucht ist hundertfältig. Wenn alles an uns zu Staub wird, so bleibt doch das, was wir einem von ihnen getan haben. Ja, ja, die Kinder sind unsere Zukunft . . . Sehen Sie, was so ein Sapperlotter alles werden kann! Vielleicht ein Bundesrat, oder wenn er nach Amerika fährt, gar ein Präsident der Vereinigten Staaten, sofern nur das Rüstzeug gut ist. Und das da, Ihr Bübchen, ist ein ganz gewecktes Bürschchen, gelt du? Wie heißt er denn?“

„Heini, heißt er, nach meinem Vater selig.“ Die Mutter sagte das mit umflorter Stimme und als ich auffah, blickte ich in tränennasse Augen.

„Ach, wenn ich doch nur einen Menschen um mich gehabt hätte,“ klagte sie, „einen guten Menschen wie Sie!“

„O, deren gibt es noch viele! Die Kanadier sollen sogar noch besser sein als wir!“ lachte ich, obschon mich eine seltsame Nührung überkam.

„Sehen Sie sich nur recht um und vertrauen Sie dem, der sich bewährt hat. Ich wünsche Ihnen einen braven Mann, dem das Herz auf dem rechten Fleck sitzt. Und was das Büblein anbetrifft, so meine ich, der da sagte: „Lasset die Kindlein zu mir kommen!“ hat immer noch seine willigen Gesandten auf Erden . . . Freilich, ein gewagtes Stück bleibt es gleichwohl, ein zartes Kindlein so weit hin zu verpflanzen und es wildfremden Menschen zu überlassen.“

„Würden Sie es in meinem Falle nicht tun?“

„Sicherlich nicht! Uebrigens ist das so eine Sache.“ Ich konnte ein Lächeln über die drollige Frage nicht unterdrücken, sah dann aber, wie die Angst, etwas Unrechtes zu tun, das Kind der Gefahr auszusetzen, ihr das Gesicht verzerrte und die Augen weitete. Unruhig blickte sie bald zum Fenster hinaus, als ob sie in der Weite der Landschaft einen Gegenstand

suchte, bald sah sie mich an, als wollte sie den untersten Grund meiner Seele ausforschen.

Zwischenhinein bewegten sich die Lippen und einzelne Worte entschlüpfen ihnen: „Allerdings... wenn ich das voraussehen müßte... mit meinem Büblein im Glend herumfahren... vielleicht hungern... verkommen... Da wär's für uns beide besser... Ein Gesandter... am Ende ist er es selber!...“

Endlich quoll ein Glanz wie von einem glücklichen Entschluß in ihren Augen auf. Sie ergriff meine Hand und sagte bewegt: „Ich danke Ihnen, Herr Pfarrer. Ich muß mir die Fahrt übers große Wasser nochmals überlegen.“

Dann ging ein freudiger, entlastender Ruck durch ihren Körper, wie bei einem, der in drängender Verlegenheit plötzlich einen schönen Notpfennig in einem vergessenen Schlupfwinkel seines Kleides entdeckt.

Sie nahm ihr Büblein zu sich und herzte und drückte es an die Brust, so gewaltsam, daß es so heftig aufschrie, wie ihre Liebe war. „Ach, es hat Hunger. Ich muß ihm bei der nächsten Station Milch holen.“ Es war die letzte vor unserem Tunnel. Dort mußte der Zug halten, bis der Schnellzug, der den Tunnel vor ihm zu passieren hatte, nachgefahren war. Die Mutter übergab mir das Büblein für einen Augenblick, küßte es, nahm die Handtasche und ging hinaus. Heini blieb gerade so willig bei mir, wie ich ihn hütete, und trieb mit allem, was an mir beweglich war, sein Spiel. Zuletzt fraute er mir zutraulich im Barte. Ich verweilte mich so gut mit dem herzigen Käfer, daß ich nicht merkte, wie der Schnellzug davonbrauste und mein eigener sich in Bewegung setzte und in die Nacht des Tunnels hineinglitt.

Dhne Mutter! Dhne Milch! Gut, daß Heini artig war und nicht schrie. Nachdem wir den Tunnel durchfahren hatten, suchte ich alle Wagen nach seiner Mutter ab, in der Annahme, sie habe sich beim Einsteigen verirrt. Erfolglos. Sie war offenbar in den Schnellzug übergesiedelt.

Zur Verwunderung aller stieg ich in Elbingen mit einem Kindlein auf den Armen aus und trug es auf einem stillen Weg nach Hause. Heini wurde unruhig, rief in einem fort „Mäm, Mäm!“ und ich sah mich schließlich genötigt, ihm das verlangend geöffnete, schmagende und schreiende Mäulchen mit meinem Daumen zu stopfen... Es mag ein nettes Ansehen gewesen sein...

Wenn eine Mutter ihr Kind verläßt, weiß sie sicherlich, warum. Ich riet den Behörden ab, Schritte zur Auffindung der Flüchtigen zu tun. Sie taten es dennoch; doch sie blieb verschollen, wie ein Ruf in der Wüste. Heini fand eine andere Mutter.“

Süß hielt inne und trank einen Schluck goldklaren Weines.

„Und Heini — das ist also dein Jüngster?“

„Natürlich. Und morgen verreisst er nach Kanada. In Winnipeg hat seine Mutter einen wackeren Farmer gefunden, der ihn morgen abholt. Seit Wochen weilt er mit seiner Frau hier in Elbingen. Ich habe die beste Auskunft über die Rechtschaffenheit des Paares erhalten. Für die Liebe, die wir dem Knaben gaben, waren wir mehr als bezahlt, auch wenn die Kanadier kein Geld gebracht hätten. — Wir lassen ihn ungern ziehen, gelt Mutter? Aber er ist ein kleiner Eroberer und denen soll man den Weg nicht verlegen. Uebrigens, Mutter, laß es dir nicht zu nahe gehen. Für Enkelkinder haben ja die unsrigen gesorgt!“

Wir ließen die Gläser klingen.

„Auf den neuen Christophorus!“ rief ich. „Jetzt faß' ich's: nicht das Jesuskindlein trägt dieser Riesenheilige im Dürer'schen Bild auf seinen Schultern, sondern den wuchtigen Geist Christi, der die Welt beherrschen soll. Dazu braucht's einen starken Mann.“

